

I.

Die Entwicklung der Dorfschulen.

Unser Elbtal, das den Slaven ziemlich spät endgültig abgerungen worden ist, fing erst im 15. Jahrhundert an, sich eine Kultur anzueignen, die andere urdeutsche Gegenden schon seit Jahrhunderten besaßen. Wohl bestanden in den Städten schon seit langem lateinische Schulen, die, wie die Dresdener Kreuzschule, sich einer gewissen Berühmtheit erfreuten. Der Bildungsgrad, auch der höheren Schichten, setzte aber noch im 14. Jahrhundert durchaus nicht die Fertigkeit des Lesens und Schreibens voraus und manche Unterschrift von Würdenträgern unter Urkunden wurde von anderer Hand vollzogen mit dem fatalen Zusatz: quia scribere non potui (= weil ich nicht schreiben kann). Und nicht umsonst beginnen oder endigen fast alle mittelalterlichen Urkunden mit der Formel: „Alle die diesen Brief sehen oder hören lesen!“ Selbst der Gebrauch der deutschen Sprache war in den Elbgebieten bei Beginn des 15. Jahrhunderts noch nicht ein allgemeiner. Wurde doch erst 1424 die wendische Sprache vor Gericht im Meißner Lande endgültig verboten. Hatte sich somit das Deutschtum bis dahin auf dem Lande noch nicht einmal völlig durchzusetzen gewußt, so war an irgendwelchen Unterricht in den bäuerlichen Gegenden nicht zu denken. Den Humanisten galt unser Elbgebiet geradezu als eine „barbarica tellus“ als eine barbaricus Albia. Schudert glaubt zwar aus der Unterschrift eines Rüstobens Johannes von Rochlitz unter einer Röhlschenbrodaer Ortsrüge auf ein frühzeitiges Bestehen einer Schule in Röhlschenbroda schließen zu können, jedoch setzt die Existenz eines schreibkundigen Rüstobens eines Küsters, Kirchendieners, durchaus nicht das Bestehen einer Schule voraus und das Visitationprotokoll von 1555 besagt ausdrücklich, daß bis dahin keine Schule im Röhlschenbrodaer Kirchspiel bestanden habe. Die Geschichte der Landschulen im Allgemeinen und der unsrigen im Besonderen beginnt also mit der Einführung der Reformation. Das Schulamt erwuchs aus dem Kirchenamt des Küsters. Die Generalartikel von 1557 fordern von den Rüstobi, den Küstern der Kirchspielorte, daß „sie die Jugend im Katechismus, in den Kirchengesängen und Gebeten durch Vorsprechen und Vorlesen unterweisen“. Wurde darin nur auf die kirchlichen Bedürfnisse Rücksicht genommen, so ging die Schulordnung von 1580 schon einen Schritt weiter. Sie erhob das Küsteramt zum Schulamt und übertrug den bisherigen Kirchenvicariern das Schulehalten als Amtspflicht. Der Kirchschullehrer war entstanden. — Die Küstereien sollten mit Personen besetzt werden, die lesen und schreiben konnten. „damit die Kinder besonders im Winter im Lesen und Schreiben anigermäßen unterrichtet werden“. Aus der Katechismuschule der Generalartikel war die deutsche Dorfschule geworden. Von einer irgendwie geregelten Vorbildung der Lehrer war aber noch keine Rede. Es genügte wenn die dazu in Aussicht genommene Person den erwähnten Anforderungen entsprach. Alle Berufsarten lernten die ersten Schulmeister; ja bei der länglichen Besoldung war ein Nebenverdienst geradezu notwendig. So war der erste Lehrer in

Rochlitz Leineweber und Glaser. Der Lehrer von Langenbuch war Schmied, der Lichtenberger i. E. „Rustos“ ehrlicher Schuster, zu dem in die Schule zu gehen die Kinder sich weigerten „des stinkenden Schusterhandwerks wegen“. Die Handwerksmäßigkeit der alten Schulmeister, die die Schulordnung von 1585 notgedrungen gestatten mußte und die die Schulmeister meist in der Schulstube ausübten, schränkte die Ordnung von 1773 dahin ein, daß der Lehrer sein Handwerk nicht mehr während des Unterrichtes ausüben, noch durch seine Angehörigen während der Schulstunden im Schulzimmer betreiben lassen durfte. Dieselbe Schulordnung brachte auch eine wesentliche Verbesserung und Erweiterung des Unterrichtes. Es sollten außer Religion Lesen, Schreiben und Rechnen auch die Anfangsgründe in Erdbeschreibung, Geschichte, der Gebrauch der Kalender, Intelligenzblätter und Zeitungen der älteren Jugend „auf eine erzählende angenehme Weise bekannt gemacht werden“. 1786 endlich schuf man eine geregelte Vorbildung für die Lehrer. Das erste sächsische Lehrerseminar wurde damals in Dresden-Friedrichstadt errichtet. 1805 kam die gesetzliche Schulpflicht von 8. bis 14. Jahre. Die Schule war in moderne Bahnen eingelenkt worden.

Häuslicher Zeitvertreib in Biedermeiertagen

In unserer reformsüchtigen Zeit ist des öfteren auch eine Umwandlung der vor dem Kriege arg verflachten Geselligkeit in einfachere, edlere Formen angeregt worden. Zu den diesbezüglichen gutgemeinten Verbesserungsvorschlägen ist häufig das Biedermeier als vorbildlich hingestellt, eine Epoche, die infolge Nachwirkung der napoleonischen Kriege wirtschaftlich sehr beengt war, sich aber den Verzicht auf prunkvolle gesellige Veranstaltungen durch eine anmutige Häuslichkeit ersichterte. Weil diese in ihrer Schlichtheit nicht mehr vorstellten wollte, als ihr der einfache Rahmen gestattete, waren alle ihre Lebensäußerungen von einem sicheren, in Selbstgenügsamkeit heiteren Kulturgefühl durchzogen. Darum gerade übt jene Spanne von etwa 1815—47 einen so eigenen Reiz auf das heutige Geschlecht aus, das in seinen besten Vertretern wieder nach mehr Seele und Gemüt verlangt. Die Voraussetzung hierfür ist aber eine von echter Herzenswärme erfüllte Häuslichkeit, wie sie eben dem Biedermeier eigen war. Sicherlich ist es nicht stets die liebenswerte Idylle gewesen, die wir uns jetzt unter der guten alten Zeit vorstellen; voll Mühe und Plage war auch damals der Alltag, nicht zuletzt, weil so vieles fehlte, was einer modernen Hausfrau die Kleinarbeit abnimmt. — Jedoch gemächlicher aber war früher die Lebensführung und daher auch glücklicher. Wer nicht wie Lenau und Platen unheilbarem Weilschmerz verfallen, verschönte sich das Dasein wie Johann, der muntere Seifenstecher. Adolf Stahr erzählt aus seiner Jugend, die Sitte des sechlichen Gesanges bei Tisch, bei Land- und Waldausflügen habe viel beigetragen, das gesellige Beisammensein zu erhöhen. Das Virtuositentum verdrängte dann diese schöne Sitte, man ließ sich von da ab vorlesen. Aus der intimen

Hausmusik, bei der die Hauptinstrumente Flöte, Fagott, Harfe, Gitarre und das tafelförmige Pianoforte waren wurde schließlich die berufsmäßige Vereins- und Konzertmusik. Bald nach Ausbreitung der Eisenbahnen wurden auch die ersten Gesangsfeiern gefeiert.

Unter den schönen Künsten, die in Bieders Hause außer der Musik besonders gepflegt wurden, standen oben an Literatur und Gesprächskunst, die beide allerdings schon in das Gebiet der Salonkultur (Rabel, Levin, Henriette Herz) hineinragen. Größere Kreise scharten um sich die Vorlesungsabende nach dem Muster des alten Ludwig Tieck in Dresden. Noch immer war man überaus empfindsam. Zeitgenössische Scherzreime bestätigten es:

Die Nachtigallen stören
Gesänge von Goethen;
Die Lerchen trillern
Hymnen von Schiller'n;
Ich lobe mir ein Liedchen
Von Liedge'n
Mit Gehimmel
Von Himmel.

Was um 1830 in Familien gelesen wurde, berichtet uns Gustav Freytag in seinen Lebenserinnerungen: „Die Mutter vertiefte sich als Pastorentochter in das Hausbuch jener Jahre, in die „Stunden der Andacht“. Die Märchen standen nicht in besonderer Gunst; sie wurden fast nur durch die Dienstmleute den Kindern beigebracht, von den Eltern wurden solche Geschichten geschätzt, welche sich wirklich hätten ereignen können.“ Außer Jean Paul verschlang man die Bielschreiber Claren, Lafontaine, Trumpp, Van der Velde; was im übrigen begehrt wurde, mußte eine moralische Tendenz haben. Ihr huldigten die Kalendergeschichten oder die illustrierten Taschenbücher mit ihren belehrenden Aufsätzen über Entdeckungen und Erfindungen. Zur Beschäftigung und Unterhaltung dienten auch die magischen, chemischen und Kartenkunststücke, die Scherz- und Räuberspiele. An den Festen wendeten sich die Wortspiele, u. a. die Charaden (Sibencäusel) und Logogryphen (Buchstabenkäse!).

War man ihrer müde, vertrieb man sich die Abende mit allerlei Handfertigkeiten, die heute längst vergessen sind. Sehr beliebt waren kalligraphische Arbeiten, in denen z. B. Moritz Meißner war. Er schrieb nicht nur seine Manuskripte mit solch behutsamer Zärtlichkeit, daß sie wie gestochen aussahen, sondern sah auch tagelag an einem Glückwunschblatt, verfertigte die kunstvollsten Federhalter, präparierte Baumrinde, um Verse darauf zu schreiben und war überhaupt Freund jeglicher Basterei. Sein Landsmann Justinus Kerner erfand die Kletschographie, d. h. die Liebhaberei, aus frischen Tintenflecken, die unter dem Druck zusammengefallenen Papiers sich verdoppelten, die seltsamsten Phantasiebilder herauszufinden. Kerner brachte ferner ein altes Musikinstrument wieder zu Ehren: die Raultrommel, auch Drummelstein genannt. Die ihr entlockten Klänge waren jedoch rein und geisthaft wie die Töne der Neofshausen im Turme der von ihm restaurierten Ruine Weibertreu.

Herzlicher als die modernen Eltern nahmen diejenigen der Biedermeierzeit teil an